838
C94g

A 602372

GENERAL LIBRARY
UNIVERSITY OF MICHIGAN
ARTES · SCIENTIA · VERITAS
1817

Anna
Croissant-
Rust.

38
:14g

Gedichte in Prosa.

Verlag von
Schuster & Loeffler

BERLIN
1896.

Bücherei
von
Julius Bab.

№ II B 27.

Anna Croiſſant-Ruſt.

Gedichte in Proſa.

Titelzeichnung von Richard Scholz.

Verlag von
Schuſter & Loeffler.

Berlin
1896.

838
C94g

Alle Rechte,
insbesondere das der Uebersetzung
vorbehalten.

German
Fiction
7-18-44
50649

Inhalt.

	Seite
Nie mehr	1
Warum bist du mir ferne?	5
Confiteor	13
Der Wagen	19
Traum	27
Endziel	35
Dorfkirche	39
Sturm	45
Vorfrühling	53
Nymphenburg	61
April	65
Sommer	71
Herbst	75
Herbsttage am Rhein	83
Winter	93
Einöde	99

Von derſelben Autorin erſchienen im gleichen Verlage:

Feierabend. Zweite Auflage. elegant broſchiert M. 1. — vornehm gebunden M. 2. —

Gedichte in Proſa. elegant broſchiert M. 1. — vornehm gebunden M. 2. —

Lebensſtücke. elegant broſchiert M. 1. — vornehm gebunden M. 2. —

Der ſtandhafte Zinnſoldat. Drama in 3 Akten. elegant broſch. M. 1.50.

Nie mehr.

Ein Regen von blaſſen Roſenblättern um mich, leiſe. Sie rieſeln und ſchaukeln und ich kann ſie nicht faſſen.

O, die Süße, die augenſchließende Süße.

Weißt du es noch?

Wie ſcheu der frühe Tag! Hellgolden, wimpernſchließend. Und doch voll rieſelnder Sonne, wartend im Morgenwind, der halb erſt erwacht.

Suchte ich deinen Mund?

Floh ich deine Lippen?

Was zwang mich dir zu?

Was riß mich von dir?

Der Regen von blaſſen Roſenblättern um mich, leiſe rieſelnd.

Ich kann ſie nicht faſſen.

Die Süße, die ſchwüle, zitternde Süße!

Weißt du es noch?

Wie heiß der volle Tag! Lichtſprühend, ſiegend. Ein Taumeln in Glut, ein Aufſchreien — —

Zu viel Glanz, zu viel Licht, zu viel Sonne, zu viel Schönheit — — du und ich — —

Und nun die Nacht.

Immerfort die Nacht.

Kein Abend, kein Mittag und nimmermehr der Morgen.

Nie mehr! —

Gib ihn mir wieder! —

Weißt du noch? —

Nie mehr! —

Nie? —! —

Ein Regen von blaſſen Roſenblättern um mich, leiſe. Sie rieſeln und ſchaukeln und ich kann ſie nicht faſſen.

Warum bist du mir ferne?

Schwer hat die ſtumme dunkle Nacht
ihre Hand auf meine Stirn gelegt.
Ihre Gewänder ſchleppen über meine Füße,
ſie beugt ſich über mich.
Und nicht in Ruhe kann ich meine Arme nach ihr
ſtrecken
Ich zittere,
ich möchte zurückweichen.
Möchte wachen,
auf mich horchen.
Doch die Hand liegt ſchwer,
ſo ſchwer
auf mir.

Schließt ſie mir die Augen?
Preßt ſie mir das Herz?

Es ruft in mir,
es will ſich losringen,
will ſchluchzen,

doch die Hand liegt ſchwer,
zu ſchwer
auf mir.
Ein Vogelruf durch die Stille,
voll Klage,
voll wehen Sehnens.

Da ſchreit es auf — —
Warum biſt du mir ferne?

Und mit weitbreitendem,
rauſchendem
Flügelſchlag fliegt meine Sehnſucht durch das ſtumme
Dunkel,
ſtößt dir ans Herz.
Komm, o komm in dieſer dunklen Nacht!
Fühlſt du nicht die zuckenden Flammen,
die meinen Leib zerfreſſen,
die mir im Hirne bohren?
Hab' ich dich gehen heißen?

Mein Mund zittert
nach dem deinen,
meine Lippen möchten ſich feſtſaugen,
möchten Blut trinken
an den deinen — —
ich dürſte!

Warum biſt du mir ferne? —

Hörſt du nicht die raſenden Schreie
meiner Liebe, die ſich am Boden krümmt,
vor dir,
vor dir.
Siehſt du nicht, wie meine Arme ſich recken ins
Nichts
und möchten ſich verkrampfen in die deinen.
Wie mein Körper bebt
nach deinen lodernden Küſſen,
meine heißen Augen irrend ſuchen
nach den deinen?

Warum biſt du mir ferne?

Ich rufe laut:
Komm zu mir
in dieſer dunklen Nacht.

Ich fühle dich.

Biſt du bei mir?
Dies deine Hand,
dein Haupt,
deine Bruſt,
dein Mund?
Ich muß dich umklammern, meine Arme müſſen
ſich krümmen um dich,
verkrallen meine Nägel in dein Fleiſch — —
meine haſſende Luſt ſucht

dich,
will dich zermalmen.

Glutſtröme
raſen durch meinen Leib,
fühlſt du, wie ſie dich ſengen? —
Preſſen
will ich meinen Mund auf deine Lippen
und den letzten Schrei erſticken,
ſchauen
deine Augen,
wie ſie in letzter Not
betteln,
rufen,
ſchreien — —
brechen — — —

Blitzende Schwerter
um mich,
züngelnde Flammen
und der Sturm reißt am Haus,
brüllt durch die Räume.
Gurgelnde, raſende Wildwaſſer,
ſtürzende Mauern,
krachendes Gebälke —
ich ſinke — —
ſinke — —

Warum biſt du mir ferne?

Aus den weichen,
webenden
Florſchleiern der Nacht
baut ſich ein Haus.
Hallen weiten ſich
und vor den hohen
geöffneten Fenſtern halten lichtgrüne
Frühlingsbäume Wache.
Halten lautlos
ſtille Wache
unſerem Glück.
Der ſcheue Lichtſchein
aus unſerer grünen Ampel
rieſelt nieder an ihren jungen Zweigen.
Fliederdüfte
heben ſich auf leiſen Sohlen
aus ſchlafenden Gärten,
ſtreichen durch die Zimmer
ſchmeichleriſch weckend —
Narziſſen und Sammtiris liegen
in Rieſenbüſcheln auf dem ſatten
Purpur des Teppichs,
auf mattgelber Seide —
dein Haupt
ruht
in meinem Schoße,
ich ſehe deine Augen — —

Keines Menſchen Haus ſonſt
und kein Laut.
Nichts um uns.
Nur von dem Dache unſeres Schloſſes loht
die brennende Glut einer einzigen rieſigen
Flamme
hoch in das ſtumme Dunkel.

Warum biſt du mir ſo ferne?
Ich rufe dich.

Confiteor.

Ein ſchlafendes Weib lag auf der Höhe. Gelbweiße Felszacken ſtiegen hinter ihr auf und ein blauer, harter Himmel, ſcharf in hartherziger Bläue.

Das Weib war nackt und lag tief unter blühenden Blumen. Ein dünner Schleier nur war über ihren Körper gebreitet, aber die ſchlanken gelben Schwertlilien, die Sammtiris und die höhniſch roten Feuerlilien neigten ſich über ſie.

Ihre Hände hielten einen Büſchel Blüten.

Welkend.

Thränen hingen an ihren Wimpern und ihre Füße bluteten.

Sie erwachte erſt als ſie der Mann weckte.

„Warum bluten deine Füße?“ frug er ſie.

„Weil ich zu hoch geſtiegen bin.“

„Auch ich ſtieg ſo hoch.“

„Du biſt bekleidet.“

Darauf ſchwieg er.

„Wo ſind deine Kleider?“

„Sie fielen in die Schlucht.“

„Warum haſt du dich ausgezogen?“

„Ich wollte mich nackt sehen.“

„Warum hast du geweint?“

„Weil ich meine Nacktheit schaute.“

Darauf schwieg er.

„Du bist nicht nackt, deine Glieder umhüllt ein Schleier.“

Sie sah ihn an. — Lange.

Ein streifender, feindseliger Blick.

Voll wartender List.

Aber sie schwieg.

„Warum hast du ihn nicht weggenommen?“

„Ich kann nicht.“

„Ich liebe dich, ich muß dich sehen!“

„Nimm ihn weg.“

Und er neigte sich über sie.

Mit leisen, weichen Händen berührte er ihren Leib.

Er bog die Blumen zur Seite. Da sah er, daß sie voll Schlamm war.

Er nahm den Schleier, doch er löste sich nicht.

„Nimm ihn weg,“ bat sie.

Mit fiebernden Finger umtastete er sie. Doch der Schleier löste sich nicht.

„Nimm ihn weg,“ herrschte sie.

Da warf er sich über sie, wühlte, riß — doch der Schleier löste sich nicht.

Ihre Augen brannten in den seinen, ihre Arme umkrampften ihn, ihre Lippen saugten sich auf die seinen —

„Nimm ihn weg," ſtammelte ſie unter Küſſen.

Doch der Schleier löſte ſich nicht.

Da verbiß er ſich in ihren Leib, krallte ſich an ſie, verwundete ſie und ſie gellte Schreie über ihn weg, ſtieß nach ſeinem Herzen, ſeinem Kopfe, — in ohnmächtigem Ringen verzehrten ſie ſich —

Doch der Schleier löſte ſich nicht.

Wund ſanken ſie zuſammen und ſtöhnten.

Wilde Vögel flogen auf aus ihren Verſtecken und kreiſchten, kreiſten hoch über ihnen —

Die Beiden aber ruhten erſtarrt und ſtumm.

Der Mann ſprach zuerſt.

„Woher biſt du?"

„Von dort unten."

„Woher?"

„Von der dunklen, irren Schlucht."

Er beugte ſich vor und ſchauderte.

Ein ſchwarzer Abgrund, voll Moder, Schlamm und Grauen.

„Du allein?"

Sie ſchüttelte den Kopf.

„Nein, wir alle."

„Doch nun iſt hier deine Heimat?"

Sie ſchaute mit ſtierem Blick ins Leere.

„Ich habe keine Heimat. Ich bin von dort unten und von hier oben. Ich raſte in der Schlucht und auf der Höhe."

„Und die andern, ſteigen ſie auch ſo hoch?"

„Nein, nicht alle. Unſere Füße werden wund, und wir müſſen immer wieder zur Schlucht zurückkehren.“

„Sind alle nackt wie du?“

„Nein, nicht alle wollen ſich ſchauen. Wir müſſen weinen, wenn wir nackt ſind.“

„Warum?“

„Wir ſehen den Schlamm der Schlucht.“ — —

„Biſt du hier oben glücklich?“

„Ich finde die Blumen, ich ſchlafe in den Blumen.“

„Sie verwelken.“

„Dann muß ich neue ſuchen.“

„Schläfſt du auch in der Schlucht?“

Sie ſchwieg und ſchauderte.

„Biſt du nackt in der Schlucht?“

Sie ſchwieg und ſchauderte.

„Warum ſchlieſſt du?“ —

„Warum haſt du mich geweckt?“ —

„Warum ſchläfſt du ſo hoch oben?“ —

„Warum frägſt du mich nach der Schlucht?“

Darauf wußten ſie ſich nichts mehr zu ſagen.

Das Weib war müde.

Aber der Mann ſprang auf. Er zeigte nach den Felszacken.

„Dort hinauf will ich, kommſt du mit?“

„Sieh meine wunden Füße. Du biſt heil.“

„Du ſiehſt in die Weite auf dem Gipfel.“

„Meine Augen ſchmerzen mich. Ich kann nicht.“

Da ließ er ſie allein und erklomm die Felſen.

Der Wagen.

Ich liege und ſchlafe nicht.

Ich warte.

Ganz ruhig. Es iſt nichts, was mich unruhig macht, ich weiß nur, daß etwas kommen muß.

Die Nacht iſt mild und weich, aber windlos, ſchlaff, ohne Teilnahme.

Halbdunkel über das weite Land, der Himmel bleibt milchig, weiß, ohne Sternenlicht.

Kein Ton. Und doch iſt's mir als müßte ich auf etwas horchen.

So etwas Schadenfrohes, Muffiges, Verſtecktes um mich.

Es iſt da, aber es will ſich nicht hören laſſen.

Da kommt Unruhe und klebt ſich an mich — und da hab ich's im Ohr.

Ein Geräuſch.

Ein Wagen.

Wartete ich darauf?

Mein Wagen.

Ganz von fern, ganz von fern.

Mein Wagen?

Kommt er zu mir, holt er mich?
Ich ſchüttle den Kopf, ich will ſchlafen.
Aber er kommt näher.
Immer näher, mir zu.
Iſt die Luft ſo hell, die Nacht ſo ſtill?
Höre ich ihn ſo lange ſchon?
Er rollt fort und fort.
Oder — jetzt! — entfernt er ſich?
Ich reiße mich auf, — lauſche — —
Er entfernt ſich.

Ich lege den Kopf zurück und fühle, wie mein Herz pocht mit ſpitzen, bohrenden, wehen Schlägen, voll Zittern und Sehnen. — —

Da iſt er wieder!
Weit weg noch.
Rollt fort und fort.
Und mit Gier ſitze ich geduckt, warte, warte — —
Keinen Atem, kein Herzſchlag — nur ihn — —
Kommt er?
Plötzlich ganz nah.

Ich höre das Rütteln, die rollenden Steine, das knirſchende Rad.

Er kommt, er kommt zu mir, er holt mich!

Eine unſinnige Freude tanzt über mir, mit geblähten Nüſtern ſauge ich ſie ein, Flammen zucken an meinem Dämmerhimmel auf —

Er kommt! Er nimmt mich mit!

Was iſt's? —

Bleibt er ſtehen?

Nichts mehr?

Kein Geräuſch, kein Rollen?

Nichts.

Die Flammen ſind erloſchen, der dumpfmilchige Himmel erbleicht und wird ſcheinlos, nur ſchwefelgelbe, ſchmale Schlangen krümmen ſich an ſeinem äußerſten Rande, krümmen ſich vor meinen Augen, krümmen ſich in meine Augen — —

Ich muß ſie ſchließen und die Angſt ſetzt ſich auf mich, bläſt mir die Kehle trocken, faßt mich — —

Dieſe bleiſchwere Stille.

Er ſoll kommen. Er iſt unten. Für mich. Ich weiß es. Ich will, daß er kommt. Er muß. Ich will, ich will!

Bedroht mich etwas? Hält's ihn zurück?

Wartet es? Boshaft lauernd, ſtumm.

Ich fühle es kommen, es wirft ſich über mich.

Ich liege ſtill und mein Körper wird ſchwer, wird ſchwerer, ſinkt — hoffnungslos.

Aber ein Schmeicheln, mit taſtendem linden Finger ſtreicht wieder das ferne Geräuſch des Wagens über mich. Er rollt fort und fort, rollt näher, mir zu.

Wiegt mich, ſänftigt mich, bethört mich.

Ein Bild ſehe ich.

Eine Flußniederung. Nach dem Winter.

Langgedehnte Strecken voll Sandes, den das Waſſer zurückgelaſſen.

Niedere Geſtrüppe zu Seiten, Weiden von einem zähen, klebrigen und doch ſpröden Gelbrot.

Der Sand dürr, tief, dabei haftet ihm etwas Schlammiges an. Dazwiſchen dicke Wellen, lehmfarbig.

Und ſie wälzen ſich träge — —

Nur ein breiter, ſchreiend weißer Streifen Kalkſteine, ſpitz, dicht an dem gelbroten Geſtrüpp hin.

Darüber rollt der Wagen. Immer auf mich zu. Rollt fort und fort.

Immer an dem trägen Fluß hin, gerade aus, mir zu —

Gerade aus —

Mir zu —

Rollt fort und fort.

Und ich warte.

Ich will ihm entgegen.

Aber ich liege machtlos.

Sehe nur immer die langen
endloſen Linien vor mir —
dieſelben Farben,
dasſelbe ſchleichende Waſſer. —
Ich will die ſtarren Linien biegen,
die Farben verwiſchen —

Ich will blutige Flammen in dies zähe Gelbrot werfen, das trübe Waſſer mit Schwarz tränken.

Auflohen ſoll die flammende Glut der Sonne, am weißgrauen Himmel,

Farben ſollen jauchzen über dies öde Sandfeld hin —
Den Wagen, den Wagen, daß ich es erreiche!
Ich warte!
Und der Wagen rollt fort und fort.
Rollt näher — —

Traum.

Durch ein grünes Thal wanderte ich. Schmal war der Pfad und voll weichen Graſes. Sonne ruhte über dem Baumgezweig, Licht rann zitternd durch ruhloſes Laub.

Mein Herz war ruhig, voll ſtillen, wunſchloſen Glückes, ich war nicht müde.

Die weiche Helle tranken meine Augen, die Helle, die die Blumenwieſen küßte, die durch Baumgrün ſickerte.

Blumenwieſen neben mir, Schatten über meinem Haupte.

Und aus der Ferne lockender Vogel-Sehnſuchtsruf voll zagen, wehmütigen Glückes und voll drängenden Jubels.

Ich lauſchte.

Plötzlich waren meine Bäume verſunken, ein matter Himmel ſchaute hernieder, breit und einſam wurde mein Weg.

Aber fern, fern lag weites Land im Morgenglanz, dehnte ſich, verhieß —

Und mein Herz krampfte ſich zuſammen vor banger, heißer Freude.

Schneller wurden meine Schritte, die Ruhe wich.

Leiſe, leiſe, immer noch der Vogelruf.

Nun ſuchte ich meinen Weg, dem Vogelruf, dem fernen Lande entgegen.

Steine lagen auf dem Pfad, und ich mußte bergan ſteigen.

Eine Krähe geſellte ſich mir zu, wiegte ſich auf neigendem Gezweige, flog über mir, lautlos, flog voraus und wartete am Wegrand auf mein Kommen.

Bange wollte mir werden, und mein Herz war traurig.

Ich wollte ruhen, aber ich mußte wandern.

Dunkel wurde der Himmel, und ſchwarz hing die Krähe mit lautloſem Flügelſchlag über mir.

Keine Vogelſtimme mehr.

Starre Wälder ſtellten ſich vor mich, Felſen verengten den Pfad. Da ſtieg die Sehnſucht auf in mir, die Sehnſucht nach meinem kühlen Thal in blühender Pracht. Rückwärts gewandt waren meine Blicke, nach Hauſe wollt' ich, den Pfad, den ich gegangen.

Die Krähe hatte mich verlaſſen.

Ich zauderte.

Da war wieder die ſüße Vogelſtimme, weit, weit aus fernem Gehege.

Aus dem erſehnten Land, im Morgenglanz.

Nun wanderte ich weiter. Tief sank ich in Sand, und aus drohendem Gewölk brachen stechende Sonnenblitze.

Langsam nur kam ich vorwärts, aber meine Gedanken waren bei dem verheißenden Land, gierten in die Ferne.

Kreischend flog neben mir die Krähe auf, ihr Schrei schrillte über die Wälder.

Flattern durch dürre Zweige, Flügelschläge über meinem Haupte. Eine Schar von Krähen begleitete mich, lautlos flogen sie über mir, verschwanden und hockten wieder wartend am Wegrand.

Ich zitterte, daß ich allein sei. Ein weheS Sehnen nach einem Gefährten wurde wach in mir und eine bange Angst.

Undurchdringlich schien der Wald an meiner Seite, und von oben brannte die Sonnenglut und verzehrte mich.

Ich begann zu dürsten.

Da flog der Krähenschwarm mir zu Häupten und verdunkelte die Sonne.

Eiseskälte packte mich und Furcht. Nebel brauten um mich, und mit drohenden Armen stachen die Baumäste aus dem Nebelgrau. Durch Walddunkel und Grauwolken kamen Geschöpfe auf mich zu und winkten mir, sahen nach mir, aber als ich zu ihnen trat, waren es keine lebenden Menschen wie ich.

Tot waren ihre Augen, und in den toten Höhlen brannten flackernde Lichter, grinsend war der Mund verzerrt, und aus dem verzerrten Munde zitterte die Zunge. Sie redeten nicht, aber die zitternde Zunge bewegte sich immerfort.

Verschrumpfte, kleine Herzen trugen sie in den Händen und zeigten sie mir.

Aber die Herzen waren faul, Würmer fraßen daran, Würmer fraßen an ihrem Leibe, krochen aus ihren Augen, fielen aus ihrem Munde.

Sie griffen nach mir, Schauder und Ekel erfaßte mich, ich wollte sie fliehen.

Da war der dichte Wald, der graue Nebel. Tiefer senkte sich die Krähenschar, dunkel wurde es um mich und Entsetzen packte mich.

Kein Ausweg.

Blut rann aus meinem Herzen, und mein Körper war gelähmt. Die Geschöpfe mit den toten Flackeraugen umringten mich, griffen nach mir, der Krähenschwarm ließ sich nieder, lautlos, dicht schwarz, näher und näher.

Und ich schrie auf nach Menschen. Nach Hilfe.

Meine Sehnsucht schrie.

War mir das sonnige Thal versunken, die Ferne verloren? — Weh mir! — Meine Kraft ist dahin.

Näher rückt mir das Grauen, die Finger der toten Geschöpfe packen mich, umklammern mich, die Würmer kriechen über meinen Leib, die zitternde Zunge

berührt mich — —, ſchwarze Fittige vor meinen Augen, heiſeres Krächzen, ich wollte ſterben.

Da zog das ſüße Bild mir vor die Seele, das ſelige Thal, das Thal meiner Sehnſucht — lockte — verzitterndes Vogelrufen. — —

Tönt es durch das Nebelgrau? Leuchtet das ſelige Land durch Baumdüſter im Sonnenfrieden? Dort! — — Dort! —

Auf will ich, aber meine Füße brechen.

Lautlos ſenkt ſich die Krähenſchar herab, bedeckt mich, Schmerzen durchwühlen meinen Leib — ſterbe ich? — —

— — —

Ich ſchlief nur. Meine Wunden wecken mich und ein leuchtender Sonnenſtrahl, der mir auf der Stirne ruht. —

Ein Sonnenſtrahl, der durch die Bäume bricht, und hinter den Bäumen? — —

Mein Thal, mein Thal im Goldlicht.

Taumelnd ſpringe ich auf.

Mit heiſerem Schreien hebt ſich die Schar der Vögel von meinem Leibe, kreiſt um mich, über mir, mit blutigen Schnäbeln. Blut tropft auf mich, fällt in meine Augen, ſtrömt mir aus Herz und Mund.

Aber ich will auf, mir iſt wohl und ich juble. Schleppe mich vorwärts und ſchaue drunten mein Thal über dem Berge.

Aus den Gebüschen höhnen die Geschöpfe, mit fauligen Zitterzungen, wollen mir nach, leuchten mit trüben Augenlichtern, winken, da! — das Walddunkel hat sie verschlungen.

Höher hebt sich der Zug der Krähen, flattert kreischend über die Baumwipfel — zurück — zurück — verstummt, nur noch leiser, wehender Flügelschlag — ist verschwunden.

Sonnenlicht umspielt mich weich und warm, trocknet meine Wunden, fällt mir ins Herz, daß es gesundet. Es wird stark und klopft in heißem, zagen Sehnen nach dem Thal. Da liegt es vor mir, blumenüberschüttet, voll Licht und Glanz, von dunkelblauen Wassern umspielt, die Insel der Einsamen.

Und ich harre vor den Wassern, und meine Sehnsucht zittert. Die süßen Vogelstimmen ertönen aus Wunderbäumen, Duftwellen umfluten mich aus leuchtenden Wunderblumenkelchen, und meine Augen trinken die ernste Schönheit des Thales.

Menschen kommen mir entgegen, schweben über den Wassern, Menschen strahlend in Weisheit und Schönheit. Nehmen mich in die Arme, küssen mich.

Muß ich harren hier, vor den Wassern, meine Brüder überm Berge, muß ich harren und in sehnsüchtigem Weh das Thal schauen?

Oder nehmt ihr mich mit, daß ich glücklich sei auf der Insel der Einsamen? — Daß ich werde wie ihr? — — — — — Muß ich harren? —

Google

Endziel.

Wir wanderten Hand in Hand durchs Thal.
Du ſahſt die Blumenwieſen,
ich die Berge.
Deine Stimme tönte leiſe, hell neben mir,
du im weißen Kleide,
du Jugend, du Schönheit, du Glück!
Ein Spinnengewebetraum,
ein Vorüberhuſchen des Frühlings,
Vogelrufe,
Düfte
und Blüten —
vorüber,
ohne daß ich es erfaſſen konnte. —
Und ich ging allein.

Du hatteſt meine Hand losgelaſſen, um nach den bunten Blumen zu greifen, ich ſah die Berge; Leben, Wollen, Kraft war in mir erwacht. Doch ich kehrte zurück zu dir und deutete auf die Berge.

Du ſchütteltest den Kopf, lächelnd, lächelnd! Deine Hände hielten die Blumen, immer mehr, immer mehr, du ſahſt nicht, daß ich weiter zog.

Da warſt du allein.
Ein paar Schritte nach vorwärts, du riefſt —
Ich höre deine Stimme, deine Worte verſtehe ich nicht mehr.
Aber deine Augen
ſehe ich
und die Thränen, die auf die Blumen fallen.
Der huſchende Spinnengewebe-Frühlingstraum
will ſich noch einmal durch die Ritzen meiner Seele ſtehlen —
vorüber,
es fröſtelt mich,
dein Rufen tönt ferner und ferner,
die Berge
rücken näher.
Ich ſtrauchle,
ich falle.
Auf!
Hinauf!
Feuer
quillt mir im Herzen,
im Hirn. Verzehrt es mich,
trägt es mich zur Höhe? —

Dorfkirche.

Nur meine Schritte reden
im Kreuzgang der kleinen Kirche.
Die ſchweigende Kühle hält mich in den Armen,
wiegt mich — —
Dämmer um die Betſtühle,
das rote, blinzelnde, ſchlaftrunkene Flimmern
des ewigen Lichtes vor dem Altar,
leiſe, leiſe pendelnd.
Durch die hohen Fenſter die Gewittermauer am Himmel,
eine finſtere Wache.
Wie mit feuchten Schleiern iſt die Luft verhängt,
die ſchlafende, gleichgültige Kirchenluft.
Wellen erfüllen das Schiff,
ziehen träg
lautlos
durch die Gänge,
branden an den Mauern.
Ein glühes Sternlein ſchaukelt das rote Licht
über den Wellen.

Ruhendes,
verſtummtes,
im Schlafe lächelndes
Verſunkenſein.

Draußen, draußen Alles.
Doch das Dunkel drängt vor.
Nicht ungeſtüm, mit haſtenden Eilſchritten.
Von der Gewittermauer gedrängt gleitet es leiſe, demütig
durch's Fenſter.
Traurig faſt.
Kriecht über die Betſtühle,
von Stuhl zu Stuhl
klebt es ſeine dichten Seidengazeſchleier,
wiſcht über die Bilder,
ſchleppt ſich zum Altar —
die Kirche ſchläft weiter.

Da herrſcht ſchon der Sturm an den Fenſtern,
daß ſie in Schauern klirren von ſeinen Schlägen.
Ein Geißelhieb, zuckt der Blitz
über den gekrümmten Rücken des Dunkels,
wieder! —
wieder! — und mit mächtigem Schritt
ſchreitet der Donner
über das Dach.

Die Kirche träumt.
Draußen, draußen Alles.
Nun picken die erſten
unruhigen
Regentropfen an die Scheiben.

Picken, pocken, horchen —
klopfen, ſauſen, ſchnell, ſchnell,
der Sturm
ſchleudert ſie mit zuckenden Fingern
gegen die Mauer und reißt
mit ungeſtümen Händen
an Thor und Fenſter.

Drängt er ſich durch?

Nur die Kirchenfahne tanzt
ſchwerfällig,
weltlich, verträumt
um ihren grellroten Schaft und hebt
ihre gleißenden Goldquaſten. —

Zuckende Flammen brechen wie Schreie
durch die Dämmerſchleier,
züngeln auf den mattweißen Platten,
ziſchen durch die Fenſter. —
Plötzlich lohend,
groß, grell,
höhniſch,
durch die Kirche bleckend,
ein Schlag ins Antlitz — —

Die Kirche ſchläft — —

Und wieder das grollende
Schreiten des Donners
über dem träumenden Frieden.

Und wieder ſpitze, kleine Blitzzungen,
leckend, huſchend,
das Dunkel kitzelnd,
und wieder die Donnerſtimme,
aber in Eile,
im Verhallen.

Draußen, draußen Alles.

Nur ein paar eigenſinnige Regentropfen
plappern noch nach auf den Steinen vorm Portal.
Jauchzend
ſchießt der Sonnenſtrom durch das Zittern der Nebel,
junges Baumgrün jubelt von den Anhöhen,
eine Woge von Licht und Duft und Farbe umhüllt mich,
nimmt mich,
trägt mich,
berauſcht mich — —
Die Kirche ſchläft. —
Draußen, draußen Alles!

Sturm.

Hatte er nicht am Morgen ſchon einen drohenden ſchwarzblauen Rieſenwolkenarm über den Himmel gegeſtreckt?

Ueber den mattblauen, erſchreckten, verſchüchterten Himmel, an dem die Sonnenſtrahlen wie erſtarrt hingen, blaßgelb, glitzerig, wie geſponnenes Glas.

Und dann war er hinunter. Tief hinter die ſtarre Mauer, die er ſich geballt am Rand.

Dort hockte er.

Dort lauerte er.

Nur manchmal — heiſer, ſchrill — ein Pfeifen —

Ein Schnauben — abgebrochen —

Er wachte!

Es zitterte die Erde, der Himmel fröſtelte, Angſt ſpannte ſich über die Sonne.

Das All erwartete ihn gebeugt.

Stille, ſtill! —

Noch kommt er nicht.

Er ruht hinter der Schwarzwolkenmauer und ſeiner Ruhe Atem haucht über den Himmel, die flockenweißen Dünnwolken zu ſcheuchen.

Sie irren, sie taumeln, sie hasten, sie rennen in die Sonne — die Aufgescheuchten!

Da! auf einmal sind sie zerblasen, zerstäubt, einen schüchternen Mattglanz dem Himmel lassend.

Nun ruht er.

Friede hat die Erde, Friede der Himmel.

Noch sind sie zagend und der blinzelnde Sonnenblick schielt nach der Drohwand.

Steil, mit hochfahrendem Dunkelstrich, fährt sie am Himmel hin, wieder jäh absinkend.

Und dahinter?

Ruht er wirklich? —

Stille, still!

Wie hat er gestern die arme Erde überfallen!

Die Erde im Festkleid.

In leichten, dünnen, glitzernden Schneeschleiern ruhte sie und lachte mit der Sonne, die ihr Gefunkel und Flitter schenkte.

Herunter das Kleid!

Er riß es ihr vom Leibe.

In zusammengeballten Fetzen hängt's an ihr heute und ihr nackter Leib, grau und erschauernd, schaut durch die Risse.

Aber die Sonne tröstet sie, streichelt sie, wärmt sie.

Zündet goldne Lichter an, hoch oben in Winterbuchenlaubästen, umwebt wehende Birkenhaarzweige, daß sie glühen und scheinen, daß sie frohlocken und jubeln.

Die düſtern Fichten macht ſie grünen, ſtreicht am Metallmantel der Pappel herunter mit zuckendem, lichterndem Finger.

Hände voll Glanzperlen rollt ſie über das Fetzenkleid, gleißendes Steingefunkel.

Und ſie küßt die Thränen der Erde, küßt ihren Leib warm, hehlt ihr das Bangen.

Aber er lauert.

Lauert hinter der herriſchen Steilwand.

Da flattert ein Stern auf.

Von dort kommt er, von der Wand her. Mattes Geflimmer am glanzverlöſchenden Himmel, ein neſtmüder, verſcheuchter Vogel.

Der Bote für die Sonne, daß ſie gehen muß.

Und nieder kniet ſie am Himmelsrand, hält die Erde in letzter, angſtverwirrter, banger Glut umfangen und ſinkt.

Aufflammt ihrer blutroten, düſtergleißenden Warnfackel brennendes Mahnzeichen am Wolkenwandende.

Er kommt! — Er kommt!

Aus der Steilmauer ſtreckt ſich ſein Wolkenarm, ſchießt über den Himmel, zertrümmert ſein Blau.

Wolkenballen ſchleudert er in den Brandſchein der Sonne, löſcht ſie, erſtickt ſie und ſein gelles Lachen ſchrillt durch die Weiten.

Er kommt!

Beugt euch, er iſt nah!

Ein Wimmern zieht über die Erde, erlöſcht iſt der letzte Schein, geborſten das tröſtende Blau.

Furchtſame, verwirrte Sterne zittern und kniſtern in wogendem Grau.

Wie ſie irren, wie ſie keuchen, gehetzt, die Trümmer der Wolkenmauer.

Zerriſſen hat er ſie, zerfetzt und fliehend verfolgt er ſie, ballt ſie zuſammen, zerſtößt ſie wieder.

So taumeln ſie in der Höhe und in ſie verrannt hat ſich der ſchaukelnde Silberkahn des Mondes.

Taucht auf, ſinkt unter, ſchwankt — iſt verſunken.

Auf und ab und hin und her jagen noch immer die Verfolgten, bis ſie ſich finden, ſich ſchmiegen, ſich feſthalten.

Da ſtößt er gegen ſie, rüttelt am Gewölbe, daß es birſt und in Millionen kleine Kryſtalltrümmer zerſtäubend ſinkt.

Immer mehr, immer mehr!

Er jagt ſie hinunter, ſein heiſerer Atem bläſt ſie.

Und nun fährt er auch wieder auf die Erde.

Er iſt da! —

Ein Angſtſchrei ſchrillt über die Weiten. —

Gebannt harren ſie, furchterſtarrt.

Hört ihr, wie ſein Triumphſang über die Berge ſchallt?

Seine Poſaune gellt? —

Da faßt er die Erde.

Seine Hände reißen in ihren Haaren, er kniet auf ihrer Bruſt und ſchreit ihr ſeinen Hohn ins Antlitz.

Schütteln, ſchütteln will er ſie.

Seine Finger raſen an ihrem Leibe, ſein ſchnaubender Eisatem tötet ſie.

Wie er keucht, wie er kreiſcht!

Wunden wühlt er ihren Weichen, ihrer Bruſt, ihr Wimmern erſtickt er mit geballten Fetzen ihres Kleides wütend errafft.

Dann läßt er von ihr.

Und wieder fallen von hochoben die geborſtenen Wolkenkryſtalltrümmer.

Immer zu, immer zu!

Deckt ſie, ſie iſt tot!

Und nein! — — ſie ſtöhnt! —

Abermals wirft er ſich über ſie, umkrampft ihre Bruſt, erdrückt ihr Stöhnen. Reißt wieder an den Wunden ihres Leibes — — heult — — ſeine Wut ſchreit auf im Raſen, mächtig, höhnend — —

Da wandelt ſich's in Triumph.

Seiner Siegerſtimme Ton ſchreitet jauchzend durch die Weiten.

Deckt ſie, die Tote!

Die Tote!

Nieder, nieder mit dem Bahrtuch.

Erſtickt ſie, verhüllt ihren Leib, verbergt ihr Antlitz. —

Weiß und dicht fällt die Schneeleichenhülle, birgt die Besiegte, decket die Wunden.

Von oben schauen matte Sterne, trübe Augen der Nacht.

Sein Siegeslied aber singet der Sturm.

Laut, hell, in brausenden Jubelakkorden singt er den Triumphsang der Kraft durch schauernde Weiten, bis er mählich verschallt.

Vorfrühling.

Ist dies das Land, über das der breite Lichtstrom rann? Die Berge, die von Sonne umspannt waren?

Wärmende Helle rieselte an ihnen nieder, lichte, trunkene, taumelnde Schönheit stieg zu ihnen auf.

Ist dies dasselbe Land?

Ahnte es einst den Frühling? —

Nieder der Himmel.

Knechtisch sind die Berge unter die Nebel geschlüpft. Sie reißen sie an sich, die Gipfel, die Grate, die Wände, langen tief, tief herunter, greifen in den Wald, packen die Wiesen, streuen graue Dünste über das Land.

Und demütig beugt es sich. Läßt sich den Schimmer entreißen, die mattblitzenden Farben, seine glänzende, stille, wartende Heiterkeit gibt es hin — — und ruht. Ruht wie im Spätherbst. Wenn die Wolken, ein drohendes, finsteres Dach, sich ausspannen, nieder, bewachend.

Wie im Spätherbst gilben die Wiesen, raschelt Dürrlaub, wenn die Wälder atmen. Aus rötlichen Blättern steigen die Metallstämme der Buchen in das

kahle Grau, von Sammtmoos umklettert. Aengstlich irrt der Duft über die Wiesen und seinen dicken Atem stößt der Strom wieder mürrisch aus, schleicht unter den Weiden voll Tücke.

Wie müde Alte kriechen die Wälder die Abhänge hinauf, rasten unter den Nebeln. Und rücken sie höher, die Nebel, so zeigen die Berge ihre Wunden, frech, höhnisch, offen. Alle Schrunden und Risse, die Wände mit schmutzig-gelbem Ton, daneben die Schwarztannen, hingeklebt an die farblosen Grasstrecken. Flecken neben Flecken, widerlich vom Grau durchschossen.

Ohne Eitelkeit, ohne Heiterkeit ist die Natur. Zeigt ihre Grämlichkeit, ihre Gleichgültigkeit, verbirgt nichts, läßt sich gehen, — lohnt sich's denn? — — müde und kraftlos wie im Spätherbst.

Wie im Spätherbst?

Trotzig ist die Wolkendecke, aber unsicher trotzig. Hat nicht das Gebieterische, Fordernde, das Unerbittliche des Herbstes. Nicht diese verstummende, starre Trauer. Hinter ihr lauert der Wind, hält den Atem an, hinter ihr blaut der Himmel, lacht — und wartet die Sonne.

Kauern nicht unter dem Gelbgras schon scheue, saftgrüne, leuchtende Spitzen? Drücken nicht Blumenköpfe an dem dürren Laub, schieben, strecken sich?

Und das Frösteln, das durch die Wälder streicht, ist es nicht das erste mahnende, zunickende Anklopfen des Windes?

Hui, wie wird er ihnen über die Köpfe rasen! Wie reißt er ihnen das alte Kleid vom Leibe und wirbelt's über die Hügel! Im Uebermut küßt er die lauschenden Knospenspitzen, daß sie springen und hurtig ein zartgrünes Spitzenkleid weben über die alten Strünke.

Weißt du es nicht mehr?

Kennst du sein Lied nicht?

Sein Tanzen in den Schluchten und seiner Freude Rasen über Berg und Thal? Vor jenen goldnen Sonnentagen, ehe die Nebel gekrochen kamen wie graue Riesenwürmer?

Wie zerblies er die Wolken und verschleuderte sie bündelweise! — Sein Rufen tönte über den Himmel hin, brauste in den Schluchten und die Wildbäche brachten den donnernden Widerhall seines Sanges von den Bergen her, wenn er den Schnee zerküßte.

Weißt du es nicht mehr?

Ist dir alles in die Nebel geschlüpft, hat dir das Grau alles verschlungen und du hörtest sein Freudentammellied nach dem Siege, du sahst ihn mit starkem Arm Platz machen, für Licht und Heiterkeit.

Sonnenströme schossen durch das Thal,
Sonnenwunder lagerten auf den Bergen.

In süßer, zager Schönheit, mit furchtsamen Augen wartet die junge Erde. Und der Thauwind sang ihr das Hochzeitlied, warf ihr jubelnd die Festgewänder über.

Zarte, weiche, zerfließende Farben, klare helle, leuchtende, bunte, wechselnde, und umtanzte sie, — brachte ihr die schmeichlerischen Küsse des Frühlings, raunte ihr erste, heiße, begehrende Botschaften zu und schwang sich dann jauchzend weiter.

Sie harrte zitternd.

Aengstlich. Wieder bewacht von den Grauwolken.

Gab die reichen Gewänder zurück, den Sonnengoldschmuck, die gleißenden Farben, beugt sich dem Grau — wartend, demütig, bange, verschüchtert.

Dann grämlich, gleichgültig, kraftlos, müde.

Schläft sie? Wie im Spätherbst? —

Auf! Auf! Wach auf!

Der Thauwind!

Ist das seiner Stimme Ton, tief, tief hinter den Schluchten?

Ruft er über den Himmel hin?

Ruft er ihr zu?

Bringt er den Frühling?

Mit jähem Ruck reißt er die Wolkendecke entzwei und das lächelnde Himmelblau schaut durch die Spalte.

Uebermütig ist der Thauwind, ein singender Wanderer, nicht der brausende junge Kämpfer, der den Winter geschlagen — nur den Schatten des Winters vertreibt er pustend aus dem Land.

Und dann lacht er und errafft die Wolken alle und verwirbelt sie, nimmt im singenden Schreiten den

Schnee mit, umſchmeichelt die Erde, öffnet die Hände und Sonne und Licht und Heiterkeit entquellen ihnen.

Iſt dies dasſelbe Land, über das der Lichtſtrom rinnt?

Die Berge von Sonne umſpannt?

Dasſelbe Land.

Rüſtet euch, rüſtet euch, der junge König iſt nahe!

Aymphenburg.

Sonntagsmorgen!
Durch das Grün der Bäume zittern die Seufzer
der Freiheit,
das Losſein von allem Zwange,
freies, leichtes Atmen.
Sie bewahren gut die Büſche,
die Hecken,
die Gehege,
nur ein leiſer Hauch
zittert über die Wege,
den See.

Die Luft bringt Küſſe,
heimliches Gelächter der Verliebten,
ſüßes Geflüſter,
heiße,
raunende Worte.
Grünes, jungfriſches Weben im Park,
breiter, warmer,
frühjährlicher
Sonnenſchein vor dem Schloſſe.

Wie Goldregen
fällt's
von hoch oben,
die jungen Eichenblätter glühen
rotgolden
über dem grünlichen Baumgedämmer.

Gold, Sonne, Licht, Luft,
Freiheit,
Vergessen!

In dem kleinen Schlößchen
wispern und kichern
die Abenteuer vergangener Jahrhunderte,
das breite, weiße Schloß schaut kalt,
abweisend auf die nackten Götter und Göttinnen,
die lächelnd die vergangenen Geheimnisse des
Parkes hüten.

April.

Blaugraue Wolken ziehen pathetisch über die Stadt. Ganz ernsthaft nieder, fast gewitterschwanger, gravitätisch. Der Himmel runzelt die Brauen wie ein Heldenvater im tragischen Moment. Ein beinahe echtes Sturmheulen fährt durch die Bäume, aber kein Sturm kommt, verfluchend herabgeschleuderte Regentropfen, Rieseln und — zorniger, schnellfallender Schnee. Schnee in großen, dicken, weichen Flocken, Schnee vom ernsten, unbeweglichen Himmel, mit der Maske der Unerbittlichkeit, des Zornes, der Wahrheit.

Und das Menschenvolk friert wirklich, hat blaue Hände und feuchte Nasen!

Spaß, Spaß, Mummenschanz, April!

Auf einmal fliegen die großen, weißen Schneehühner langsam, verdrossen, widerwillig.

Die dumme Spasserei! sie müssen ja doch zerfließen, sie können sich kaum setzen.

Aber immer mehr, immer mehr, und endlich sind die Wiesen, die grünenden, frischen, jauchzenden, weiß bestäubt.

Aber das Grün spitzt vor.

Mutwillig, mutwillig sieht's aus, wie Gekicher und Geschäcker.

Und den See friert's, den alten, zugeknöpften, zopfigen See. Er glaubt's, er glaubt's, in kleinen, gekräuselten Frierwellchen schaudert ihn, und die weißen Schwäne sitzen gekauert wie Schneebälle.

Es ist Winter, es schneit, er friert — —

Spaß, Spaß, April!

Die jungen Buchen mit den frechen Knospenspitzen zittern in unterdrücktem Kichern.

Nicht laut getrauen sie sich; alte verjährte Blätter sitzen ihnen noch im Nacken, sie wagen sie nicht abzuschütteln.

Leise, leise! Der alte Tropf, der See! — Winter!

Sie stoßen sich mit den Armen und Lachthränenperlen schütteln sie aus den Zweigen.

Aber da! Ein Händewinken, ein Hervorpusten, das alte Laub raschelt zu Boden und die Sonne wackelt vor Lachen hinter ihrem Wolkenvorhang.

April! April! Sie ist doch da!

Gleich blinzelt sie den frierenden See an, und er bläht sich und wirft Wellen, weil sie ihm den Buckel kitzelt.

Ganz jugendfrisch wieder, nun ist es Frühling — und die weißen Schwäne schießen.

Das Gras streichelt die Sonne und es lacht und schäckert mit tausend funkelnden Aeuglein.

Ruhe ist noch. Da — ein dünner, süßzager Vogelruf stößt ein Loch in die Stille.

Amselgetön und Staarengegluckse, flimmernder, neckender Sonnenschein.

Blühen nicht alle Blumen auf? Ist nicht ein Strecken und Lugen und Schieben auf den feuchten Wiesen?

Sie ist da, die alte Sonne ist da.

Sprießt auf! Regt euch! Kein Erwachen? Rollt sich nicht Blättergrün aus dickgeschwellten Knospen, läuft nicht grünzartes Gitterwerk über das Geäste?

Spaß? — April?

Graue Wollenschleppgewänder, der Himmel finster, pathetisch.

Und der See schämt sich und friert und speit hämischzornige Wellchen aufs Gras. Geduckt warten die Bäume, warten.

Nun nickt sie ja wieder, die Sonne in ihrem Wolkenbett. Sie steht nicht mehr auf heute. Lacht nur hinter den Vorhängen ein recht verstecktes, unwahres, unmögliches, grauroſa Schlafengehenlachen. Spaß! Spaß! sie schüttelt ihre orangefarbenen Kissen und zuletzt reckt sie noch einen goldenen, rotdräuenden Warnfinger aus der dicken Decke: „Glaubt's nicht, glaubt's nicht!“

Dann aber schläft sie.

Sommer.

Digitized by Google

Ohne Baum, ohne Strauch, nackt kriecht die gelbweiße Straße zwiſchen den Wieſen hin. Mit einem tiefen Seufzer haucht ſie all die Hitze des Tages aus. Gebückt, nieder ſchleicht ſie zwiſchen den Grasböſchungen in die Berge. Kein Wind, keine Wolke, die Sonne im Sinken. Ein Gehöft liegt tot in den Obſtbäumen.

Ein Karren, mit Leinwand überſpannt, hält vor dem Hauſe.

Kein Ton, keine Antwort, niemand, der öffnet.

Und der magere Klepper ſchleppt ſeine Laſt wieder weiter.

Langſam, müde, die ſtaubige Straße entlang.

Drinnen im Wagen liegt ein krankes Weib. Die Haare hängen ihr wirr und ſchmutzig zu beiden Seiten des Geſichtes herab.

Sie glüht, fiebert, redet irre. Tappt mit zitternden Händen nach dem kleinen Kinde, fährt auf, lallt.

Das Kind ſpielt und lacht, verſucht der Mutter das Bruſttuch herunterzuzerren und ruft ihren Namen. Wenn der Wagen ſtößt, fällt die Kleine auf die Seite ins Stroh, auf den Leib der Mutter, auf ihre Füße.

Dann jauchzt sie laut auf, zieht an den schwarzen Haaren der Kranken und reißt ihr mit dünnen, spitzen Fingerchen an den Augendeckeln, damit sie nicht immer schlafe.

Neben dem Karren trottet der Mann, bestaubt, mager, den Kopf gesenkt. Er und der Klepper, sie werden immer langsamer, immer müder, der Wagen scheint fast still zu stehen, kaum daß er Staub aufwirbelt.

Weit drüben auf der Wiese wenden Männer und Weiber Heu. Ein schwacher süßbitterer Geruch stiehlt sich bis zur Straße her.

Der Mann sieht auf, murmelt einen Fluch zwischen den Zähnen und schlägt auf den Klepper ein, daß er erschreckt dem Karren einen Ruck gibt.

Wie das Kind schreit vor Vergnügen! Auf Händen und Füßen kriecht es nach vorne und schaut mit lachenden schwarzen Augen nach dem Vater.

Die Mäher drüben stützen sich auf ihre Rechen. Mit aufgestemmtem Arme sehen die Weiber dem Gefährt nach, ihre weiß und roten Kopftücher leuchten über die grüne Wiese. Dann reichen sie sich den Krug und trinken. Gesundheit und Frische liegt in ihren Gesichtern, ihren Bewegungen, Behagen klingt aus ihrem Lachen.

„Packelwar'!"

Die humpeln weiter auf der weißen, öden, einsamen Straße, in den Abend, in die Berge hinein.

Herbst.

Die Nebel halten die Erde geknechtet,
grau,
ſchwer,
dicht.
Hängen ſich über die Berge,
ſtreifen die Wieſen, knieen auf dem Fluß,
breit, ohne Regung.
Zitternd,
ängſtlich
harrt die Geknechtete,
ohne Atem,
in bangem, langem Warten.
Iſt es das Ende?
Vorbei mit den ſonnigen Jubeltagen
voll blühenden, ſingenden, grünenden Lebens?
Vorbei?
— Kein Hauch.
Keine Sonne.
Sie erliegt.
In ſchwerem Tropfenfall weint der Wald,
leiſe, leiſe,
mutlos.

Zagende Angſt durchzittert ihn.
Da
ein tiefer Atemzug.
Empört
recken ſich die Nebel an den Bergen,
tauchen in die Niederung,
ſteigen aus den Schluchten wieder in die Höh',
umzingeln, durchdringen den Wald
und bleiben auf's neue ſtehen.
Zornig,
nieder
kriechen die Dünſte den Wieſen entlang,
tückiſch hält die breite Nebelmauer den Fluß. —
Ein Zerreißen — —
ein Sonnenblitz —
wandernde,
ſteigende,
qualmende,
ruheloſe Dunſtmaſſen,
ſcheues Vogelgeflatter im Buſch —
und Alles ſinkt wieder unter.
Stille Trauer,
Ergebung, Ermatten.
Da atmet die Erde abermals. Ein friſches,
kräftiges Atmen,
Empörung liegt drin.
Die Nebel jagen um die Felſen,
treiben, ballen ſich zu Hauf,

ein Riß,
und breit schießt ein Sonnenstrom über die Dunst-
mauer am Fluß,
fährt ihr in den Rücken,
schüttelt sie, daß sie weiterkriecht.
Die Thränentropfen leuchten in den Waldzweigen,
unter den Bäumen tönt ein leiser, zagender Vogel-
laut,
wieder —
scheu, ungewiß. Noch jagen die Wolken über die
Wälder,
über Fels und Schluchten,
aber ängstlich, hastig überstürzt.
Sie heben sich höher und höher,
goldne Sonnenfinger bohren sich durch die Dunst-
fetzen,
drängen sie auseinander, schieben sie hoch, hoch
und werfen sie über die Berge.
In wilder Flucht tauchen sie auf,
tauchen sie unter
und verschwinden,
die Wolkenunholde.
Aus dem leichten Hauch
hebt sich die Erde,
strahlend, sonnig, schönheitstrunken.
Ein Flimmern über Busch und Strauch,
über Wiesenthal und Waldbergen,
ein Aufjauchzen, ein Sieg.

Kommen wieder die jauchzenden Frühlingssonnen-
tage
mit ihrem sprießenden, kraftsatten Leben?
Raunt und keimt es im feuchten Grund?
Lauschen die Knospen, die Blüten? —
Wie ein Spuk sind die Nebel verschwunden,
nur aus einem Thälchen zieht ein dünnweißer
Streifen am Waldrand hin,
verscheucht,
hebt sich am Felsengeröll in die Höhe
und segelt allein am Himmel.
Schnell,
verschüchtert,
die verspätete kleine Wolke,
den anderen nach. —
Hell ist die Luft und hell der Himmel.
Aber die Erde ist müde,
müd nach dem Kampfe,
ihr Lächeln ist wehmütig,
sie ruht.
Von den nickenden Bäumen fallen Blätter,
falbe gelbe Blätter.
Sie sind plötzlich da,
niemand hat sie gesehen vorher,
graue Strähne im Haar der Erde.
Die Bäume schütteln den Kopf und die Blumen
nicken,
es ist nicht wie sonst,

ſo traurig,
ſo ſtill.
Die Erde wartet.
Wartet auf die neuen Kämpfe,
das Alter,
das Unterliegen.

Herbsttage am Rhein.

Hoch oben im herbſtlichen Blau hängt ein Drachen. Sonnenbeſchienen, regungslos. Von Zeit zu Zeit zittert der dünne Papierſchweif in kaum merklicher Bewegung. Er ſcheint die höchſte Spitze der Pappel am Horizont zu berühren, drüben überm Rhein.

Hoch geht das Waſſer und ſchießt in graulich-trüben, breiten Streifen durch die Bogen der Brücke.

In drei großen Sprüngen ſchnellt ſie ſich über den Strom ins Kiesufer.

Niedere, graue Sammtweiden kauern dort.

Wie von ihnen ausgeſtoßen, verhöhnt, recken ſich verkrüppelte, höhere Strünke über die Büſche.

In trägem, faulſchläfrigen Trott holpert ein Wagen über den fernen Holzſteg.

Der einzige Ton in der Mittagsſtunde. —

Dicht drängen ſich die Lindenbäume um die Stadt, verbergen ihre Häuſer, ihre Dächer, laſſen nur die langgeſtreckten Firſte der Kaſernen herausſehen, hängen mit dunklem, ruhigem Laut am Sonnenhimmel.

Kein Wind, keine Regung. Nur die Waſſer und

der ſtillſchwänzelnde Drachenſchweif über der ſtarren Pappelreihe.

Am Kiesufer des Fluſſes ſchreien hohe Büſche gelber Blumen, wie hervorgeſchoſſen aus dem ſteinigen Grunde. Hochfahrend in der Form, mit dicken, hartnäckigen Blütenköpfen.

In buntem Gemiſch drängen ſich rote Hecken hinter ihnen, glühen Herbſtranken.

So klar, ſo hell, offen, gleichſam unſchuldig iſt die Luft. Sagt Alles.

Jeden Ton bringt ſie. Die ſchwätzende Rheinſtimme, ihr Murren am Steinbett des Ufers, das verdrießliche, grämliche Gezänke mit den Wehren und den lauten, ehrlichen, aufgebrachten Zorn an den Brückenpfeilern.

Dann die Mittagsglockenſtimmen.

Zaghaft anſetzend, wie gedämpft durch den Baumring um die Stadtwälle, ſich aus ihm herausringend, voll und jubelnd. Glänzend. — —

Ein Kieſel fällt aus der Schräge des Ufers, fällt in den Rhein, klatſcht.

Libellen ruhen mit zuckendem Leib auf den ſchmalen Sandwegen, fahren auf und ruhen auf's Neue.

Am Himmel ſteht ohne Regung der Papierdrachen.

Quer über die Wieſen kommt ein Soldat. Der Helm blinkt in der Sonne und mit zitterndem Streifen tanzt der Stahl des Gewehres in der Ferne.

In raſchem Lauf durch die Felder.

Immer mit dem Gewehr.

Quer, quer, immer näher.

Das Schilf beugt sich, unwillig raschelnd rechts und links, knickt.

Aus den braunen Zitterrispen, den graugrünen Metallblättern der blitzende Gewehrstreifen.

Jetzt nimmer.

Der Mann hält am Ufer.

Ober ihm am Himmel steht eine kleine, weiße, zerzauste Wolke.

Der Rhein murrt, spritzt an die Steine, läuft.

Der Soldat bückt sich. Einen Augenblick sieht er hinauf zur weißen Wolke, dann zurück zu den Festungswällen, nieder auf die grauen, eilenden Wellen — —

Ein Sprung — —

Tropfen spritzen auf die starrköpfigen Gelbblumen, Kiesel rollen, plätschern — auf den eiligen Wellen ein tanzender Streifen Lichtes —

Der Metallreif am Helm hebt sich, — senkt sich — hebt sich — senkt sich —

Nichts mehr.

Erstaunt, neugierig, steht hoch oben die kleine, weiße Wolke. Steht lange Zeit und zieht dann langsam auf die Pappelreihe zu, die nüchtern, klotzig ihre Steifköpfe in die Höhe reckt.

Der Drachen schwebt unbeweglich darüber.

Rasselnd, pustend, schnaubt der Eisenbahnzug über die Brücke. Der spitze Pfiff bohrt sich tief in die wartende Stille. —

* * *

Spöttisch war die Sonne am Morgen hinter den Graunebeln in die Höhe gekommen.

Mit blöden Augen stierten die Altwasser in die dicke Luft.

Hurtig, wie geärgert, läuft der Rhein.

Pappellaub schwätzt am Ufer, naß, schüttelt Tropfen auf den Kies.

In leichten Wellen beugt sich neugieriges Schilfgras über das Wasser, langsam, langsam.

Richtet sich auf, raschelt und beugt sich wieder.

Weite, weite Strecken, wogendes, stilles Braunrispenmeer.

In der Ferne am Himmelsrand, wo der Rhein in trotziger Beugung nach rechts läuft, ziehen in verschwommener Linie die Schwarzwaldberge, nebelduftig.

Weißliche Dünste liegen über den Wiesen. Wie eine dichte Schneedecke. Rannen, zittern vor dem kalten Sonnenblick. Laub fällt traurig zu Boden. Wie rinnende Thränen der müden, alten Erde.

Runde Weidenhäupter, einsam, armselig, schauen hilflos aus weißen Dünsten.

Spöttisch lächelt die Sonne, schaut über die langgedehnten Wiesen, den unmutigen Fluß, die Nebel,

die mühſelig über Wieſen und Hecken und Wälder kriechen.

Fort! Fort! Wind ſchüttelt ſie im Nacken, treibt ſie über die Schilfwellen, durch die löcherige Pappelreihe, zerzauſt ſie und dann erſt ſchöpft er Atem.

Sonnenblitze in Rheinwellen, Baumkronen lichtüberrieſelt, ſcheue Wieſen voll flimmernder Luft.

Der Himmel mattblau, ungewiß und traurig. Wie verhöhnt von dem gelben Lichte.

Dort! — Wolken, die ſich wieder trotzig zurückſchieben über die Pappeln, vertriebene, zuſammengerottete Nebel. Warten zaudernd.

Endlich rückt eine graue, dreiſte weit vor am Himmel, ſteht ſtill, horcht und eilt lang ausgeſtreckt der Sonne zu. Müde iſt die Sonne, gähnt, ruht hinter der Wolke. Mehr, immer mehr ſchieben ſich vor. Graulich wird das Licht, zitternd liegt die Erde, bedroht von der Wolkenwand am Horizont. Still gleitet ein Dampfer durch die ängſtliche Ruhe des Herbſtnachmittags.

Plötzlich fahren Windſtöße über das Waſſer, reißen den Rauch des Dampfers fort, zerren an der Brückenfahne und treiben die Wellen.

Dichter ballt ſich die Wolkenwand, verſchlingt den traurigen Himmel, ſtarrt auf die Erde.

Dunkler wird's und der Wind ſtößt im Triumph auf das Waſſer nieder. Unwillig, geknechtet heben

ſich die Wellen, ſenken ſich, kämpfen, ſtellen ſich hoch im Ringen und, niedergeworfen, entfliehen ſie raſch.

Blöde glotzen die Altwaſſer.

Und die Erde harrt regungslos. Todesſchweiß auf dem Antlitz, gequält vom herriſchen Sturm, kraftlos.

Drohend hält ſie der Herbſthimmel in Banden, finſter, unerbittlich.

Und die Sonne ſinkt.

Schaut mit blitzendem, ſpöttiſchen Blick über die Pfälzerberge durch die Wolkenwand und ſchickt den harrenden Wächter, den erſten unruhigen Funkelſtern, in die tote Herbſtnacht.

* * *

Grau der Himmel.

Wie ein brechendes Auge, glanzlos, matt ſchaut der kleine Weiher zu ihm auf.

Kein Schilf, kein Röhricht, keine Waſſerpflanze auf ihm.

Geſtorben Alles.

Gelbliche Wieſenſtrecken umringen ihn, drängen ihn zuſammen.

Unbekümmert läuft der Bahndamm an ihm vorbei.

Nur in der Ferne neigen ſich Pappelreihen ihm zu, verſchüchtert, zitternd.

Wie im Zorn ſchießen die Bahngeleiſe von drei Seiten aufeinander zu, fort über Schilfwieſen und

tote Kartoffelfelder, laufen nebeneinander an mißmutigen Altwaſſern vorbei — ſind von der Bahnhalle verſchlungen.

Ueberall ſchaut dunkler, grämlicher Wald über die Ebene und umklammert das Stück Herbſtland.

Der Wind kommt.

Fährt in die Schilfwedel und drückt ſie herriſch zur Erde.

Sauſt über den Rhein, ſchlägt ihn, höhnt ihn, ſchwingt ſich über die Bahndämme und fällt den Pappeln in den Rücken. Gebeugt, wie in haſtiger Flucht eilen ſie von allen Seiten dem Horizont zu.

Regen fällt vom Himmel.

Fortwährend, boshaft.

Schwere Tropfen rinnen aus dem Fahllaub der Bäume, Perlenreihen hängen an Telegraphendrähten.

Wie vergraben in grauen Nebeln iſt die Stadt, untergetaucht unter die Feſtungswälle vor dem Regengerieſel. Nur die Dächer der Kaſernen glotzen durch das Dunſtgrau, brutal beherrſchend. Immer düſterer wird's, immer trauriger.

Nebelfetzen ſchlüpfen aus ſchwankendem Schilfrohr, dehnen ſich, liegen auf dem Rhein, greifen mit flatternden Armen in die Büſche, ſteigen über die Wälle, umzingeln die Stadt und grinſen über den Dächern.

Troſtloſes, troſtloſes Grau.

Alles tot.

Nie mehr ſprießendes Grün, Vogelſang und Blumenauen, nie mehr helles Rheinplätſchern im Frühmorgenſchein.

Das Grau kommt, die Nacht, das Sterben.

Dunkel ringsum.

Matt liegt drunten der kleine Weiher, gequält von den ſtetig fallenden Regentropfen.

Ein Licht ſticht durch die Finſternis, qualmt im Nebel — näher, näher, ein zweites, tappend, ſchwankend.

Schnell, — ſchneller. Schießt an den Pappeln vorbei, zittert über den Altwaſſern —

Keuchender Atem, brauſendes Toſen —

Zickzacklichter auf knirſchenden Schienen voll Regenglanz, ein ſcheuer Leuchtblick auf den einſamen, düſteren Weiher, heiſere Dampfſchreie — wie ein Phantom fliegt die Lokomotive, fliegen die Wagen vorbei.

Fahnen und Laubwerk außen, bunte Kränze und Blumen.

Drinnen Soldaten.

Ein einziges Gejohle, ein großer verworrener Schrei, ſo jagt der Militärzug durch die traurige Nacht.

Nur ſeine drei roten Glutlichter leuchten noch eine Weile wie boshafte Glanzaugen durch Nebel und Finſternis.

Winter.

Wieder am See! Das Schilf beugt seine Rispen zum Ufer, der Wind raschelt in den Blättern und das Wasser murmelt.

– Dieselben Stimmen, immerfort. — Geschwätzig raunend, geheimnisvoll, erwartend.

Von den Bergen kommt's grau und dicht. Ein feiner Regen umspinnt mit graulichem Geriesel leise und sacht den See und das Gestade, die Ufer verschwimmen.

Nur die Hänge an den Bergen schauen grünschwarz heraus; trotzig, bereit, wie sich wehrend gegen die still anrückende sichere Verschleierung.

Rote und gelbe Streifen Herbstlaubes kriechen in buntem Wechsel durch das Grünschwarz und verlieren sich im Nebel, wie ein Lachen, ein kicherndes ist's in dem Düster ringsum. Wilde Weinranken glühen blutrot über die öden Gartenbeete, die letzten kränklichen Rosen höhnend.

So bewußt traurig ist's überall, wie im Hause eines Toten — man wartet, daß man ihn holt, — ein unterdrücktes Schluchzen, verhaltenes Weinen, mürrisches Schleichen der Dienstboten.

Niemand auf der Straße in dem feinen, frech-triumphierenden Regen, kein Kahn auf dem See, Halb-dunkel in den Häuſern.

Kein Licht noch, keine Nacht mit ihrem Lampen-ſchein, der das „Draußen“ verwiſcht und das nahende Traurige vergeſſen macht.

Im kleinen Haus am See iſt's warm und dämm-rungstraulich. Das Feuer kniſtert und ſpringt und ſtreitet mit dem Wind im eiſernen Oeſchen und ſchickt ſeine taſtenden Glutfinger über die Diele hin. Schnell, zuckend, ſich zurückziehend, wieder vorwärts kriechend.

Ein ſtetiges Spiel.

Ein alter Mann ſitzt im Lehnſtuhl am Fenſter.

Draußen hat der Wind angefangen, herriſch an den Ketten der Kähne zu reißen. Er ſtößt ihre Rippen gegen das Haus, das in den See hineinragt mit ſeinen Mauern. Dann treibt er ein artig tanzendes Necken mit den Wellen, wirbelt ſie umher, plaudert, lacht und ſchluchzt mit ihnen.

Plötzlich in erwachendem Zorn packt er ſie, ſchleu-dert ſie gegen das Haus, iſt ſtill, packt ſie aufs neue in ſteigender Herrſchſucht und wirft ſie abermals gegen die Wände.

Der Kampf!

Sein iſt er und ſein das Ringen.

Die grauen Wolken dort ballt er zu Hauf, die Nebel reißt er aus den Schluchten und löſcht mit ihnen

das Sonnenlicht. Herunter mit den Blättern von den Bäumen, herunter!

Sterben muß das letzte blühende, grünende Leben, erstarren. — — —

Der alte Mann ist traurig. Den ganzen Tag war er im Lehnstuhl gesessen und hat's kommen sehen von den Waldbergen her. Aus den Schluchten steigt's drohend in die Höhe und kriecht verscheucht, lauernd um die Felsen. Der Alte hört die mächtige Stimme des Windes, sieht den Kampf, das Ringen.

Wird die Stimme siegend, frohlockend? Kommt er, kommt er, der Winter? —

So schwer ist es, alt zu sein und die Natur sterben zu sehen. Es wird ihm kalt um's Herz, der lange, tote, einsame Winter! Er fühlt sich krank, die Furcht vor der Eintönigkeit, die Angst vor dem Nichtsthunkönnen überschleichen ihn. So matt, so schwer. —

Rüttelt der Wind auch an seinen alten Knochen und singt das Jubellied seinem Ende?

Wo ist die Sonne, der er noch zugejauchzt vor kurzem droben auf den Bergen? Wo sind seine grünen Bäume, sein Licht, sein lachender See? Wie kräftig hat er sich gefühlt in seinem Kahne, sein braunes Enkelkind am Steuer, und heute sitzt er gebrochen im Stuhl, allein.

Der Winter! — Er wird nie wieder das Frühjahr sehen.

Er weint, der alte Mann.

Die Regentropfen klopfen knatternd auf das Holzdach, die Ketten der Kähne knirschen am Pflock — es wird Nacht. —

Wie frisch der Morgen! Still, heiter, ruhig. Der Schnee liegt bis ins Thal herunter, schwarzblau drängt sich der Wald zusammen, der See ist klar und dunkel. Keine Welle, glatt. Erschöpft ruht er nach dem gestrigen Kampfe, nur hie und da wie ein verlorener Atemzug heben sich die Wellen, daß die dünne Eiskruste am Ufer knistert.

Der alte Mann sitzt wieder am Fenster. Das Feuer plaudert und die Sonne blinzelt durch die Scheiben, schleicht ihm über die Hände, über das Gesicht, die geschlossenen Augen. Sie wärmt nicht, aber dem Alten ist sie wie Heilung. Er träumt in seinem Stuhl, doch hört er das Lachen seines Enkelkindes. So fröhlich, so jung, so heiter. Sie und der blonde Bursche.

Was ist ihm vor dem Winter bang? Die Beiden sind bei ihm. Die Sonne scheint.

Eine süße Weise stiehlt sich aus der Ecke zu ihm. Der Bursche spielt Zither und das braune Resei singt dazu. Leise, sacht, um den Alten nicht zu wecken.

Ein paar Schneeflocken taumeln an den Fenstern vorbei, verloren, verirrt. Der weiße Turm von Egern schaut sonnbeschienen über den See, die Glocken fangen zag an zu läuten — Sonntagswintermorgen.

Digitized by Google

Einöde.

Wie klar und ſonnenübergoſſen iſt der Wintertag! Aus den Baumäſten nickt der Glitzerreif und liegt wie ein ſtets bewegter Schleier im Lichte tanzend, funkelnd auf Hecken und Sträuchern. Im Wandern ſpringen die blitzenden Funken neben mir her. Am Wegrand, weiter drüben auf der großen Wieſenfläche, und wieder dicht bei mir. Ein Hüpfen und Drehen und Gleißen — — ſo ſcheint mir's. — Dann wieder Bäume.

Waldbäume, gemeſſen an mir vorüberziehend.

Feine Birken mit bepuderten Zweigen, Fichten, dunkel und mit weißlichem Nebel umwoben, breitäſtige Buchen, geduldig tragend.

Und Schnee überall!

Weiß der Weg, weiß die Wieſen, die weiße Lichtung ganz mit tanzenden Kryſtallen und ſieghaftem Sonnenlicht erfüllt — —

Mächtige, weißblitzende Eisquader türmen ſich drüben am Fluſſe auf — wie er ſtöhnt und knirſcht! Die Hacke der Arbeiter dringt ihm tief in den Leib, — ein Riß, ein Vibrieren, eine klaffende Wunde, zuletzt dumpfes Krachen, — leiſe, mutlos ſchleicht das Waſſer.

Und das Weidengeſtrüpp zieht ſich wie eine morſche, durchlöcherte Mauer am Ufer hin, es ſchützt und deckt, bis die Wunde vernarbt iſt.

Nun wieder Bäume im Schnee, Schnee neben mir, vor mir, überall — kein Ende. Droben in der ſtrahlenden Himmelsbläue hängt rein und groß die Sonne.

— — — — — — — — — — —

Es wird Abend. Im Weſten hat ſich eine dichtbraune Wolkenſchicht gelagert, ſie wächſt und droht. Ueber ſie weg fällt das letzte glühende Sonnenlicht durch die Stämme; Wand und Sonne nähern ſich. Werden die Nebel dichter? Strecken ſie ſich höher dem flammenden Lichte zu? Wird die Sonne nicht rieſengroß?

— — — — — — — — — — —

Neben mir ſteigt bläulicher Rauch über die Baumkronen, durch das Unterholz blitzt eine Flamme.

Es iſt, wie wenn die Glut, die dort am Himmel immer mächtiger zu brennen beginnt, hier gezündet hätte — —

Klein, ſtetig wachſend und hoch auflodernd leckt das Feuer in dem Reiſig, das die Holzfäller auf dem kahlen Platze aufgeſchichtet haben. Noch immer hallt ihr Beil durch den ſtillen Wald und erweitert die Oede inmitten des herlichen Parkes.

Sie ſtürzen, die ſtarken Stämme und die Erde zittert unter ihrem Fall. Die alte Erde! — Sie darf

hier nicht mehr ihre ſchlanken Söhne nähren, Gras muß ſie zeugen, Gras und Heu. — — Noch haben ſich die äſtigen Arme feſt in ihren Leib vergraben, die Flämmchen lecken ſchen daran, kriechen weiter und umzüngeln den wunden Strunk.

Wachſend — ſinkend. —

Klein, erdrückt unter Qualm und Rauch, ſich aufbäumend, daß ihr Atem über den Wipfeln fortzieht, halb erloſchen verſinkt ſie unter Ziſchen im Schnee.

Die Flamme.

Wie wenn ſie ſich vor der Herrſcherin dort oben über dem Nebelbrodem beugte, mit ihr ränge und unterläge. — —

Aus dem ſcharfen Strich, den die Ebene am Horizont zieht, hervorquellend, wachſen die Abend-dünſte. Dichter, dunkler, höher.

Aber hinter der Wand glüht das verheißende, gewaltige Sonnenlicht und drückt ihr die Grenze mit breitem goldroten Saum auf. — Kein Untergang. Eine triumphierende Verheißung des ſtrahlenden Wieder-kommens!

Die Sonne.

Mit ein paar Goldblitzen überzieht ſie noch den ſchüchternblauen Himmel im Oſten. Ein Auge hat er halb dem Tage geſchloſſen, mit dem andern blinzelt er ſchläfrig der Nacht zu. Der Mond hängt zag, flach und fahl an dem erblaſſenden Himmel über dem Nadelgehölz.

Von der kleinen Kirche von Unterföhring ſtehlen ſich Glockentöne über den Fluß herüber. Die Dämmerung kriecht um die Häuſer und Hütten. —

Im Forſthaus iſt es heimlich und ſtill. Das Holz kracht im Ofen und die Wärme ſchleicht an den Wänden hin.

Ein Geruch von Wachholderbeeren breit und behäbig kommt von der Ofenplatte her. Die Bratäpfel ziſchen und plaudern.

Geſchloſſene Läden, die qualmende Hänglampe, an den rußgeſchwärzten Wänden die Geweihe, leiſes Klirren in der Küche und Schenke. — Alles wie ſonſt. —

Kennſt du das Haus? —

Du kennſt es, hellweiß und ſcharf durch die Frühjahrszweige ſchauend. Bethaute Roſen und Nelken im Garten am Frühſommermorgen — mit der Meute der Städter unter ſeinen Bäumen — und in der weichzerfließenden Farbenpracht der Herbſtmorgen, wie im heimlichen Licht der Nebelwände, die es umringen. Du kennſt es mit rufenden Regentropfen an den Scheiben, mit dürren Aeſten, die ſich vor dem Fenſter beugen, und dem erſten Feuer mit ſeinem heimlichen Gekniſter.

Dies kleine Nebenzimmer mit den alten Bildern kennſt du, die dämmerige Ecke, wo wir l'oeuvre laſen; wo Bennecourt, ſeine grünen Wieſen, ſein heller Bach, ſeine Bäume, mit unſern Wieſen, unſerm Bach, unſern Bäumen eins wurde.

Den Park, unſer Reich, unſer pleine-air, unſer Licht — die Einöde! — Die Einöde fernab von der Stadt, kein Laut, kein Parfüm, kein Licht, kein Händedruck, der an ſie erinnerte! Vergeſſen Alles, was dort war, vergeſſen Alle, die mich ſo gut verſtanden und nie verſtanden — —

Die Einöde!

Ich ſitze an demſelben Tiſche, deine Stimme tönt mir im Ohr und iſt es nicht der Geruch deiner Cigarette? Dieſelbe Ecke, derſelbe Dackel, der im Schlaf knurrt. Im Nebenzimmer die alten Bauern mit ihren Bierkrügen, ſind es nicht dieſelben? — Sie reden nichts. Ihren Rücken gegen die Ofenkacheln ſtemmend, paffen ſie aus bunten Porzellanpfeifen und nicken einander zu.

Der Mondſchein ſtiehlt ſich durch eine Ritze des Ladens und läuft quer über meinen Tiſch. — Ferneres und näheres Klingeln, das bald wieder erſtirbt — ein Schlitten jagt draußen vorbei. Ruhe — —

Meine Einöde, verloren im Schnee.

Ein Ton aus der Stadt! —

Draußen im Flur ſcharren und kratzen ſchneegewanderte Füße.

Das Haus erwacht.

Thüren öffnen ſich. Dicke Backen, rot vom Herdfeuer, und neugierige Augen.

Der Briefträger.

Ausgeſtreckte Hände, raſchelnde Zeitungen, ein Glas Schnaps für den Boten, ein paar Scherzworte. Die Bauern mit der Pfeife aus dem Mund und der ſchwarze mißtrauiſche Hund, die fremden Beine beſchnuppernd. Dann ſchließen ſich die Thüren, der Dackel ſeufzt im Schlaf und das Haus ſinkt wieder in das dämmerige Halbdunkel, in denſelben ſchläfrigen Frieden zurück.

— — — — — — — — — — —

Ueber dem Förſterhauſe und den Waldbäumen aber liegt der ruhige Glanz einer Mondnacht. Breit und leiſe gleitet der enteiſte Fluß dahin. Sein Atem liegt als dicke, graue Wolke über ihm.

Wie wenn die müde, ſchlafende Erde ſich gedehnt hätte, ſo groß, ſo unendlich groß liegt ſie im Mondlicht vor mir.

Kein Menſchenhaus.

Alle Lichter ſind verlöſcht.

Aber droben am Nachthimmel flirren und gleißen die Sternenlichter. Mehr, immer weiter, in unbegriffenen Fernen. — Sie winken, ſie winken! — Grüßt mich Einer von dort oben? —

— — — — — — — — — — —

Verlag von Dr. E. Albert & Co., Separat-Conto, München.

Wir Drei.

Fünf Akte.

Von Ernst Rosmer.

Preis Mk. 1.50.

„Platz für Ernst Rosmer! Ein neuer Dichter hat sich in die Reihe der Dramatiker gestellt, die an der Arbeit sind, das Drama der lebenden Menschheit zu gestalten." So schloß das „Berliner Tageblatt" die ausführliche Besprechung des Rosmer'schen Schauspiels „Dämmerung", bei dessen öffentlichem Erscheinen auf der Bühne die Kritik aller Richtungen die außerordentliche und eine glänzende Zukunft verheißende Begabung E. Rosmers anerkannte. Auch das vorliegende Werk, das fünfaktige Drama „Wir Drei", wird jeden Leser von der Richtigkeit jener zahlreichen und ungewöhnlich günstigen Urteile überzeugen. Es erzählt einen interessanten und spannenden Vorgang zwischen eigenartigen Menschen, deren jeden unsere rege Teilnahme bis zu Ende begleitet. Aber es erzählt nicht nur Begebenheiten, sondern es schildert auch Menschen, mit höchster Wahrhaftigkeit und Anschaulichkeit und zugleich mit ächtester Poesie. Ferne von Allem, was die Forderungen der Sittlichkeit oder Sitte verletzen könnte, ebenso ferne aber auch von vermeintlich „idealistischer" Schönfärberei, stellt es Wesen dar, in denen das allgemein Menschliche und die besondere Bedingung ihrer Zeit, das Moderne, in Eines verwoben sind: in Charaktere von überzeugender Wahrheit. Auch von den Figuren dieser hervorragenden Schöpfung gilt, was das „Magazin für Litteratur" (Dr. Paul Schlenther) über die Hauptpersonen jenes anderen Werkes sagte: „Ihre Seelen liegen nackt vor uns. Mit zwingender Gewalt ergibt sich daraus die Unabänderlichkeit des Schicksals. Darin liegt dichterische Größe, und um diese Größe vorzustellen, müßte ich alles Kleinste und Feinste hervorheben, das hier mit schärfster Beobachtung des nächsten Lebens, mit dem überlegenen Humor des Mitleids, mit einer sachlichen Phantasie vorgebracht wird, die zu den höchsten dichterischen Erwartungen berechtigt. Ein hellster Kunstverstand läßt die Leute das rechte Wort am rechten Ort und in der rechten Art sprechen. Die Augen Rosmers sehen klar und scharf in die Welt hinein und in die Dämmerungen des menschlichen Wesens und Webens. Der Name der Verfasserin („Rosmer" ist ein Pseudonym) wird nicht lange unbekannt bleiben

und so weit er in die Welt dringt, wird man nach einem zweiten weiblichen Dramatiker von dieser Kraft und Innigkeit vergeblich suchen. Die vortrefflichen Darsteller des Schauspiels darf das Bewußtsein erheben, einem dichterischen Talente vornehmsten Ranges die Bühnentaufe gegeben zu haben. E. Rosmer ist unter den Berufensten eine Auserwählte." Angesichts solcher Urteile bedarf es wohl keiner weiteren Anpreisung, die Aufmerksamkeit der Leser auf „Wir Drei" zu lenken. Es ist, was heutzutage so selten geworden: nicht ein Produkt litterarischer Tendenz, sondern ein Werk dichterischer Kunst.

Moderner Musen-Almanach

auf das Jahr 1893.

Herausgegeben von Otto Julius Bierbaum.

Ein Sammelbuch deutscher Kunst.

Mit Originalbeiträgen der hervorragendsten Vertreter des modernen deutschen Schrifttums; mit 23 Illustrationen nach Fritz v. Uhde, Franz Stuck, Wilh. Trübner, Hans Thoma, Albert Keller, Gabriel Max, Müller-Breslau, Hugo Ernst Schmidt, Jean Lampel und den Portraits von Arno Holz, Detlev v. Liliencron, Ludwig Scharf, Johannes Schlaf, Franz Stuck, Hans Thoma, Fritz v. Uhde.

Einbanddecke nach einer Originalzeichnung von Franz Stuck.

Brosch. Mk. 7.—, hochelegant gebunden Mk. 8.—.

Die Zusammenstellung dieses Sammelbuches deutscher Kunst geschah lediglich im Hinblick auf die Talente, nicht auf die „Richtungen". Die starke Beteiligung von Begabungen aus allen Kreisen der modernen Kunst aber ergab von selbst ein vollständiges Bild der in verschiedenen Richtungen lebendigen modernen Bewegung in Deutschland.

Ein solches Bild in großem Rahmen, gegeben nicht durch Raisonnements, sondern durch die Produktion selber, fehlte uns

bisher in Deutschland, wo denn in weiten Kreisen eine wunderliche Unkenntnis über „die Moderne" herrscht. Man hat zwar schnell hintereinander eine unglaubliche Masse von Schlagworten verbraucht, die allesammt bestimmt waren, die Erscheinung zugleich zu bezeichnen und zu verdammen, aber der Sache selber ist man dabei keinen Schritt näher gekommen. Die Hauptnamen der Modernen tönen am lautesten heraus aus jedem litterarisch künstlerischen Gespräch, aber ihre Werke kennen nur Wenige.

Vielleicht hilft dies Buch dadurch zum Besseren, daß es Gelegenheit gibt, eine größere Anzahl charakteristisch moderner Künstler des deutschen Wortes und Bildes in ihrer Art kennen zu lernen und so die Probe darauf zu machen, ob man wirklich diese ganze „Moderne" mit ein paar Schlagworten voll erschöpfen kann. Vielleicht schwören doch einige den Schlagworten ab und wenden ihr Interesse den schöpferischen Persönlichkeiten zu.

Eine äußerliche Einteilung nach Richtungen wurde nicht getroffen, immerhin mag eine lose innerliche Anordnung nach gewissen Aehnlichkeitszügen im großen bemerkt werden.

Die Auswahl der Bilder geschah gleichfalls in dem Streben, die Spannweite der modernen Kunst vom Naturalistischen zum Phantastischen zu zeigen.

* * *

Urteile der Presse:

Als der Großvater die Großmutter nahm, im ersten Drittel unseres Jahrhunderts, da war die selige Blütezeit der poetischen Nippsächelchen, der faden Boudoirlyrik; in zierlichen Goldschnittbändchen waren die Wonne- und Wehmutsergüsse bescheidener Zwitscherlinge des Dichterwalds verewigt und sie schmeckten süß und wässrig wie dünne Limonade. Nun vor einigen Jahren plötzlich der Cotta'sche Musenalmanach, der es allerdings in rühmlicher Ausnahme durch ehrenwerte Gevattern einst zur Weltberühmtheit gebracht hatte, im angestammten Verlage wieder flügge geworden ist — als ein wohlanständiger und hübsch kostümierter Herold der Dichtergeneration der Alten, hat es auch die Jungen nicht ruhen lassen und schleunigst haben sie sich ein Stelldichein gegeben, dessen Präsidium der wackere Bierbaum übernommen hat. Solch reger Wetteifer kann nur mit Freuden begrüßt werden: denn beiderseits sind in dem Streben, Vieles und Gutes zu bieten, die neuerstandenen Almanache zu einer inhaltvollen Größe herangediehen, neben der ihre altmodischen Vorfahren sich recht als Zwerge fühlen müssen.

Es sind im wesentlichen die Stammgäste des Dichteralbums der Conrad'schen Monatsschrift „Die Gesellschaft", deren Defilierkour abzunehmen der geehrte Leser gebeten wird. Bekannt wie ihre Namen sind zum Teil auch die von ihnen beigesteuerten Gaben — wenigstens dem genaueren und ständigen Beobachter

unſeres modernen Schrifttums. Fernerſtehende aber mögen ſich nach dieſem Sammelbuch junger deutſcher Kunſt am bequemſten ein Urteil über das Wollen und Können der „Modernen“ bilden.

Eines iſt ihnen allen gemein — und das iſt erfreulich: die Originalität. Mag ſich dieſelbe nun wirklich als feſtgeprägte Eigenart, minder ausgereift aber als Streben darnach oder — darüber hinaus äußern, langweilig iſt keine Zeile in dem Buch.

Von älteren Heerführern ſind an erſter Stelle Liliencron, Bleibtreu und Conrad zu nennen: jener mit ein paar längeren Proben ſeiner lyriſchen Naturfriſche und Gegenſtändlichkeit und einigen klangvollen und gedankenreichen Sicilianen; der Dichter des „Schickſal“ mit Bruchſtücken eines „lyriſchen Tagebuchs“, in dem ein oft etwas ſchwulſtiger Titanismus mit ſchlichteren Herzenstönen und großartigen Naturbildern wechſelt, der letztgenannte mit einer geiſtvollen und gedankenreichen Neudichtung der Geſchichte von Chriſtus und der Samariterin.

Unter den Angereihten — es ſind deren über fünfzig — nenne ich als beſonders oder wenigſtens charakteriſtiſch vertreten: Egeſtorff (Freiherr von Ompteda) mit einem Sang ſeiner waffenklirrenden Muſe, Arno Holz mit Stimmungsbildern, deren Zauber leider unter dem Häckſel ſeiner maniriert kurzatmigen Verſe leidet, Bierbaum mit einer allerliebſten launigen Plauderei „Aus der Herrgottsperſpektive“, E. v. Wolzogen mit friſchen Bekenntniſſen eigener Lebensanſchauung. Reiche Phantaſie und eine ſtarke Individualität verrät der gährende poetiſche Moſt L. Scharfs; die ſchlichte Chriſtusmalerei eines Uhde, ins Poetiſche übertragen, gelingt in einer „Viſion“ überraſchend gut und warm W. Weigand (München); wie der ihm ähnliche G. Falke (Hamburg) prägt er herzenstiefſtes Empfinden in kurzen Strophen von entzückendem Wohllaut aus:

„Heiß in Sonnenglut verſunken
Schläft die ſchwüle Mittagszeit
Und mein Auge, ſchauenstrunken,
Sinkt in holder Müdigkeit.

Dämmerwach hör ich es raunen
Wie Geheimnis durch das Feld
Und mich faßt ein heimlich Staunen,
Daß ich noch in dieſer Welt. — —

Wie ein Goldmeer will ſich breiten
Durch die Bruſt mir, die allein
Unbegriffne Seligkeiten
Koſtet in dem bloßen Sein. —“

So dichtet Weigand die „Mittagsraſt“. Richard Dehmel, C. Buſſe, Evers, E. Heilborn, Panizza u. a. ſchließen ſich teilweiſe mit vollwertigen Proben ihres Talentes an.

Unter den Proſawerken verdienen Bahrs geiſtreiche Plauderei „Schema des Dritten“ und Tovotes flotte Skizze „Schlucks“ ganze Anerkennung. Außerdem hat von dramatiſchen Werken J. Schaumberger den erſten Akt aus einem Schauſpiel „Die Freude“ und M. Halbe ein prächtiges Liebesidyll „Jugend“ beigeſteuert.

Unter den Beiträgen weiblicher Herkunft dürfte wohl Frau Croiſſant-Rusts Skizze „Der Freund“, in dem das ringende Seelenleben einer nach Vollendung ſtrebenden Künſtlerin meiſterlich geſchildert iſt, den erſten Rang einnehmen.

Ganz beſonders muß zum Schluß der geſchmackvollen Ausſtattung des Buches gedacht werden: eine kleine Schar Maler moderner Richtung hat ſich vereint, um das Werk mit Bildern, Dichter- und Selbſtporträts zu ſchmücken, die hoch über dem Niveau der landläufigen „Illuſtrationen“ ſtehen: der Almanach iſt ſomit in umfaſſendſtem Sinne das, was er ſein will, „ein Sammelbuch deutſcher Kunſt“.

(Dr. G. Manz in den „Berliner Neueſten Nachrichten“ Nr. 44 v. 25. Jan. 1893.)

Verlag von Dr. E. Albert & Co., Separat-Conto, München.

Künſtler-Dramen.

Von Julius Schaumberger.

Preis Mk. 3.—.

Stimmen der Preſſe:

Chr. Flüggen im „Kunſt- und Theater-Anzeiger" Nr. 1834 vom 15. Februar 1893:

„Zu den Neu-Modernen möchte ich Julius Schaumberger gezählt wiſſen. Er hat es in ſeinen „Künſtler-Dramen" gewagt, eine Dichtung anzuſtreben, d. h. er hat eine Idee in den Mittelpunkt ſeiner Dramen gebracht und dieſer Idee moderne Menſchen gegenübergeſtellt. Da iſt alles ſo lebensecht und ſo warmblütig wie in den Abſchreibungsromanen ohne Fabel, wie ſie in den letzten Jahren aufgetaucht ſind, aber es iſt kein fortwährendes ſyſtemloſes Nacheinander, es ſind Geſetze in der Handlung; ſtatt ungelenker Anarchie künſtlicher Organismus. Man wird verſtehen, was ich meine: Schaumberger hat ſeine Perſonen von einer leitenden Idee abhängig gemacht. Die Naturaliſten werden freilich ſchreien, daß ſo etwas gar keine Kunſt ſei, die echten Realiſten werden einen ſolchen Fortſchritt aber als die echte Kunſt begrüßen, weil ſie wiſſen, und mehr noch als das, weil ſie auch fühlen, daß ohne Ordnung keine Kunſt möglich. In dem erſten der Dramen iſt die Idee der Freude das treibende Moment der Dichtung, die bacchantiſche Freude und die reine, ſtille Herzensfreude. Dieſen ideellen Begriffen gegenüber ſtellt nun Schaumberger einzelne verſchiedene Charaktere und deren Verhältnis zu den zwei Begriffen der Freude. Man ſieht, das Drama wäre ein bloß ſpekulatives Gedankenſpiel geblieben, wenn in Schaumbergers Adern nicht auch echtes Poetenblut rollte, wenn Schaumberger ſeine Menſchen nicht lebenswahr ausgeſtalten, dieſelben nicht in Konflikt miteinander bringen könnte. Und das kann der junge Dichter. Die Idee der Freude iſt hier kein totes Symbol, das wie ein aſchgraues Abſtraktivum über der Szene dämmert, Schaumberger hat die Idee der Freude in die Herzen ſeiner Perſonen gelegt; wo die verſchiedenen Charaktere ihre Freude ſuchen, wie die einen ſtatt Freude das Wort Genuß ſetzen, die andern das Wort Arbeit — das zeigt uns Schaumberger. In der Ausführung, in der Szenenführung, in den Mitteln, wie er ſchildert, ſteht Schaumberger vollſtändig auf dem Boden der Moderne. Keine einzige geſuchte „ſchöne" Rede, alles iſt hier dem Leben abgelauſcht. Die Leute ſprechen auch alle gleich, bedienen ſich derſelben Wendungen juſt wie im Leben, bei den Durchſchnittsmenſchen. Den Durchſchnittsmenſchen ſchildert uns der Dichter. Aber mit dem Humor des überlegenen Herzens. Ob das Stück aufgeführt werden kann oder nicht, — die Frage zu erörtern iſt hier nicht der Platz: eins ſteht aber feſt, das Drama „Die Freude" iſt eine ſtarke Talentprobe einer fortſchreitenden Dichterkraft, die ſich freigemacht aus den Banden der Konvention. Denn auch unſere Revolutionäre in der Litteratur trotteten ſchon ganz gemütlich auf breiter, gutgepflaſterter konventioneller Straße. Aus dieſer Situation hat ſich Schaumberger mit ſeiner „Freude" befreit. Im zweiten Drama „Ein pietätloſer Menſch" zeichnet Schaumberger ſehr glücklich den Gegenſatz zwiſchen Philiſterengherzigkeit und Künſtlergroßſinn, ein Stoff, der ſchon des öftern behandelt worden iſt, in der lebendigen Ausarbeitung durch Schaumberger jedoch neuen Reiz gewinnt."

Verlag von Dr. E. Albert & Co., Separat-Conto, München.

Lieder der Waldfrau

von

Heriberta von Poschinger (Heinz Osser).

Mit einer Illustration nach einer Originalzeichnung von G. Sckell.

Preis in Originalleinband Mk. 6.—.

Auf welches für die Schönheit der Natur empfängliche Gemüt übt der Wald nicht seine alte Zauberkraft? Der Deutsche liebt ihn heute noch ebenso, wie seine Vorfahren, die unter seinem Laubdach ihre Götter verehrten. Viele Dichter haben begeistert sein Lob gesungen und so lange es einen Wald und Dichter gibt, wird es gesungen werden.

Dies Verdienst gebührt den Liedern der Waldfrau, die den Menschen in innige Beziehung zur Natur im Wechsel der Jahreszeiten bringen. In Freud und Leid strömen sie aus vollem, fein empfindendem Herzen, gewunden zu einem Kranz, in dem die Blumen, die am Wege stehn, nicht vergessen und mit den seltenen, die nur an tiefstillen, lauschigen Orten gefunden werden, verflochten sind. Die gedrängte, in rhythmischen Wohllaut gebundene Behandlung des Stoffs, zumeist mit origineller, überraschender Schlußwendung, gehört zu den besonderen Schönheiten dieser eigenartigen, mitunter träumerischen und von edler Leidenschaft erfüllten Lieder.

Die Waldfrau aber hat ihr ganzes Leben nicht in der Einsamkeit des Waldes verbracht. Sie ist hinausgegangen auf Flur und Feld, in Dorf und Stadt, in die Hütte des Armen und in das Schloß des Reichen. Sie hat mit warmem Herzen Teil genommen an Not und Glück der Menschen und ihr Leben und Treiben mit offenen Augen geschaut.

Diese Waldfrau, weiteren litterarischen Kreisen unter dem Namen „Heinz Osser" bekannt, hielt lange ihre Lieder im Pulte verschlossen, und wenn sie sich endlich von Freunden ihrer Muse bewegen ließ, die Dichtungen in einer der Lyrik leider abholden Zeit der Oeffentlichkeit zu übergeben, verdienen sie um so mehr der Beachtung auf dem reich besetzten Büchermarkte und wegen ihrer hocheleganten Ausstattung auch als sinnige Gabe bestens empfohlen zu werden — frischer, melodischer Amsel- und Nachtigallenschlag, während Frau Holla Flocken streut auf den entlaubten Hag.

UNIVERSITY OF MICHIGAN
BOL
3 9015 06437 9525
FEB 20 1945
UNIV. OF MICH.
LIBRARY